Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit Ausnahme nach Sonn- und Festtagen ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
(nur Wochentags)
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 235. Montag den 13. Mai 1895. 89. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 13. Mai.

Das **Scheitern der Umsturzvorlage** wird von der demokratischen und der socialdemokratischen Presse begreiflicher Weise mit stürmischem Jubel begrüßt. Die „Frankf. Ztg." versteigt sich in einem das große Ereigniß feiernden Artikel sogar zu dem Rufe: „Wahrlich, keine schönere und würdigere Jubiläumsfeier der blutigen Tage des Jahres 1870 hätte sich das deutsche Volk ersinnen können, als die Abwehr des Knebelgesetzes!" Wir wünschen dem Organe der süddeutschen Demokratie und seinen Gesinnungsgenossen aufrichtig, daß dieser „Jubiläumsfeier" nicht eine That folgt, die auf eine Aufreizung zurückzuführen ist, gegen die infolge des Scheiterns der Vorlage die Gerichte nicht einzuschreiten vermögen. Sollte eine solche That erfolgen, so würde der demokratische Jubel jählings in das Gegentheil umschlagen und die Socialdemokratie würde mit Schrecken erkennen, daß die Frist, die sie für ihre Hetzereien durch dieses Scheitern gewonnen, nur dazu gedient hat, die Zeit reif für noch energischere Maßregeln zur Unterdrückung der Umsturzbewegung zu machen. Am schlimmsten aber würde es in einem solchen nicht zu hoffenden Falle dem Centrum ergehen, dem die Hauptschuld an der völligen Resultatlosigkeit der langen Verhandlungen zuzuschreiben ist. Der Verlauf der Sonnabendsitzung des Reichstags hat dies unwiderleglich dargethan. Mit schweren Herzen hatten die beiden conservativen Fractionen und die Nationalliberalen sich entschlossen, um wenigstens der Unterwühlung des Heeres einen Damm entgegenzusetzen, für die von dem Centrum beantragten Abänderungsanträge zu §. 112 zu stimmen, von denen man annahm, daß am Ende auch die verbündeten Regierungen sich mit ihnen begnügen würden. Aber in Regierungskreisen hatte man sich inzwischen überzeugt, daß auch die abgestumpfte und zugleich mit bedenklichen Anhängseln versehene Waffe gegen die Unterwühlung des Heeres nur dann zu erlangen sei, wenn dem Centrum als Gegengabe Waffen zur Bekämpfung aller antiultramontanen Bestrebungen geliefert würden und besonders der Kanzelparagraph preisgegeben würde. Um diesen Preis war selbst dem preußischen Kriegsminister der vom Centrum abgestumpfte §. 112 zu theuer; sein energisches Eintreten für die ursprüngliche Fassung dieses Paragraphen machte dem ganzen Streit, dem ganzen Plane des Centrums, die durch die Umsturzbewegung geschaffene Nothlage des Staates zu einem ultramontanen Eroberungsfeldzuge auszunutzen, ein Ende. Diesem Plane und seinen Urhebern fiel der schwerste Theil der Verantwortung für das Scheitern des Gesetzentwurfs und für die Folgen dieses Scheiterns zu. Zu solcher Gewissensbelastung gesellte sich zugleich eine Niederlage für das Centrum, die es sicherlich nicht für möglich gehalten hatte. Gerade auf den Wunsch der verbündeten Regierungen, wenigstens die „Militairparagraphen" zu retten und wenigstens eine stumpfe Waffe gegen die Unterwühlung des Heeres zu erhalten, hatte das Centrum seine Hoffnungen gebaut. Aber gerade bei dem wichtigsten dieser Paragraphen mußte es diese Hoffnungen zerschellen sehen. Und nun folgte eine Demüthigung nach der andern. Als es nochmals mit Anträgen gegen das Duell kam, beantworteten Freisinn und Socialdemokratie mit abweisendem Gelächter die Aufforderung, dafür zu votiren, und ebenso wurde es bei der Abstimmung über die beantragte Aufhebung des Kanzelparagraphen allein gelassen, obgleich diese den Principien der Socialdemokratie doch entsprechen würde. Man hatte offenbar auf allen Seiten den Wunsch, das Centrum recht deutlich darüber zu belehren, was aus der „führenden Stellung" der „stärksten Partei" bei dem ersten Versuche, sie geltend zu machen, geworden. Käme zu der Niederlage noch eine jener Thaten, deren Verhütung der Zweck der Vorlage war, so würden selbst den blindesten Anhängern der Herren Lieber und Gröber die Augen darüber aufgehen, wohin die Führer die „stärkste Partei" im Reiche gebracht haben. Ob freilich diese Führer so hartnäckig auf ihre Forderungen sich versteift hätten, wenn die am Sonnabend abgegebene Erklärung des preußischen Kriegsministers früher in unzweideutiger Form abgegeben worden wäre, muß bezweifelt werden. Die Erklärung überraschte nicht nur das Centrum, sondern auch die mit der Grundtendenz der Vorlage übereinstimmenden Parteien, die wiederholt auf das Dringendste von den Regierungsvertretern eine klare Stellungnahme zu den Centrumsanträgen aufgefordert, aber nichts Anderes erlangt hatten als Schweigen, halbofficiöse Vorwürfe und Verbeugungen der Herren am Bundesrathstische vor dem hochmögenden Centrum. Hoffentlich zeigt der Erfolg dieser Taktik besonders denjenigen Mitgliedern des preußischen Ministeriums, die so gern dem Centrum sehr weit entgegengekommen wären, um eine conservativ-klerikale Aera zu beginnen, wohin solche Halbheit und solches Liebäugeln mit einer Partei führt, die seit ihrem Bestehen nie einen andern Zweck als die Beugung des Staates unter ihre Machtgelüste verfolgt hat. Hat das Scheitern der Umsturzvorlage wenigstens diese Folge, und wagt es die Regierung, mit den wirklich staatserhaltenden Parteien wieder die Fühlung zu suchen, welche die unerläßliche Vorbedingung jeder gedeihlichen legislativen Thätigkeit ist, so eröffnet sich wenigstens eine befriedigende Aussicht auf eine Zukunft, in der aus Neuwahlen ein minder unglücklich zusammengesetzter Reichstag hervorgegangen sein wird.

Berichten aus Stuttgart zufolge ist die dortige **Socialdemokratie** in eine **Verruf-Aktion** eingetreten, die besonderes Interesse beansprucht. Eine Sängergesellschaft hatte vor fünf Jahren ihren von den Socialdemokraten zur Abhaltung einer Versammlung gemünschten Festsaal verweigert und war dafür einem unschädlichen Boycott verfallen. Jetzt, nach dem für sie günstigen Ausfall der Stuttgarter Landtagswahlen, droht die Socialdemokratie, den Boycott auf die Brauer auszudehnen, die für die Restaurations- und Festräume der Gesellschaft Bier liefern, und eine Brauerei hat sich bereits gefügt. Dieser Vorgang könnte vor Allem Denjenigen zur Lehre dienen, die socialdemokratische Wahlsiege als eine quantité négligeable betrachten und unter Umständen fördern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Socialdemokratie zu der Herausforderung des Bürgerthums der württembergischen Hauptstadt nur durch ihren Wählerfolg ermuthigt worden ist, und ebenso sicher ist, daß solche Verrufsunternehmungen, wenn sie auch nur halb gelingen, die Vorstellung von der Macht der revolutionairen Partei und damit deren Anziehungskraft erhöhen. Der in Stuttgart angedrohte Boycott geht weit über den Berliner Bierverruf hinaus, indem er sich in das Verhältniß zwischen den Brauereien und Dritten einmischt, während in Berlin immerhin eine directe Auseinandersetzung zwischen der Socialdemokratie, die im Interesse ihrer Maifeier vorging, und den Brauereien stattgefunden hat. Die Herren begnügen sich nicht mehr damit, Geschäften ihre Kundschaft zu entziehen, sie gehen dazu über, bürgerlichen Gewerbtreibenden vorzuschreiben, wem Waare geliefert werden darf und wem nicht. Wenn diesem übermüthigen Versuche, den socialdemokratischen Terrorismus zum Herrn des geschäftlichen Lebens zu erheben, nicht mit raschem und vollem Erfolg begegnet werden kann, dann ist kein Ort und kein Geschäftszweig mehr vor der Dictatur sicher, und deshalb bildet das Bürgerthum Stuttgarts in der That zur Zeit die Vorhut des gesammten deutschen Bürgerthums. Vielleicht faßt man dort schärfer, als es bei dem Bierverruf in Berlin geschehen, die Thatsache ins Auge, daß auch die Socialdemokraten auf den Absatz einer Waare angewiesen sind, und zwar einer Waare, bei der gerade nach der Versicherung ihrer Führer das Angebot die Nachfrage weit übersteigen soll.

Gestern erstattete der **ungarische** Ministerpräsident Baron Banffy dem Kaiser Franz Joseph in der ihm bewilligten Audienz Bericht über die politische Lage. Der Kaiser behielt sich, wie uns gemeldet wird, die Entscheidung vor und die Beantwortung der Interpellation Helly's im ungarischen Abgeordnetenhause, welche bekanntlich fragt, ob eine Reclamation gegen den Nuntius Agliardi nach Rom ergangen sei und ob das Ministerium nach dem Bekanntwerden des kaiserlichen Handschreibens an Kalnoky es mit der Würde des ungarischen Staates vereinbar hatte, im Amte zu verbleiben, erfährt deshalb einen Aufschub. Die Nachricht, daß Baron Banffy vom Kaiser durch die Verleihung eines hohen Ordens ausgezeichnet und entschädigt worden sei, bestätigt sich nicht, ebenso verlautet noch nichts über eine bereits erfolgte Beschwerdeführung bei der Curie, auf welche das ungarische Ministerium neuerdings beim Minister des Auswärtigen energisch gedrungen hat. Dagegen spielen sich unterdessen in Wien Dinge ab, welche das Gefühl erwecken müssen, die Gegner Banffy's und der Politik des liberalen ungarischen Cabinets seien noch mehr in Wien selbst als in Rom zu suchen. Monsignore Agliardi, dessen Abberufung nach der Note des Grafen Kalnoky hätte erwartet werden müssen, befindet sich nicht blos noch im Palais der Nuntiatur, er ist der gefeierte Held des Tages, der Gegenstand demonstrativer Ovationen und Auszeichnungen. Auf dem in der Nuntiatur zum Zwecke der Sympathiekundgebung für ihn aufgelegten Bogen finden sich, wie schon kurz mitgetheilt wurde, die Namen der ersten und einflußreichsten Personen. Die Gemahlin des Justizministers, die Fürsten Windischgrätz, welche den Namen des Ministerpräsidenten tragen, haben sich dort eingezeichnet, als sollte damit demonstrirt werden, daß nur das Amt die Mitglieder der österreichischen Regierung davon abhalte, sich selbst an die Seite des Nuntius zu stellen. Der Innsbrucker katholisch-politische Verein hat ein Telegramm an Monsignore Agliardi gerichtet, in welchem die im ungarischen Reichstage gemachten Mittheilungen als eine dem Nuntius officiell angethane empörende Beleidigung bezeichnet werden, und obgleich dies sich ebenso gegen den Minister des Aeußern wie gegen den ungarischen Minister-Präsidenten kehrt, und obgleich in Oesterreich schon wegen viel geringfügigerer Demonstrationen Vereine aufgelöst worden sind, hat man nicht gehört, daß gegen die Urheber dieser Depesche behördlich eingeschritten worden wäre. Gewiß besitzen die Personen, welche dem Nuntius ihre Sympathien so demonstrativ bezeigen, das Recht der freien Meinungsäußerung, aber das Ministerium hat die moralische Verpflichtung, wenigstens solche Personen von derartigen Demonstrationen abzuhalten, welche seinen eigenen Mitgliedern nahe stehen. Unter diesen Umständen braucht man sich nicht zu wundern, wenn der „Kreuz-Zeitung" aus Wien geschrieben wird, wie aus völlig zuverlässiger Quelle versichert werden könne, werde Nuntius Agliardi auf seinem Posten unbedingt ausharren. Sollte wirklich seine Abberufung mit der in der ungarischen „Judenpresse" so heftig verlangten „diplomatischen Demarche" beim päpstlichen Stuhle erzwungen werden, so würde Monsignore Agliardi sofort die Cardinalswürde verliehen und die Wiener päpstliche Nuntiatur unbesetzt bleiben, nachdem sich herausgestellt habe, daß Agliardi in vollster Uebereinstimmung mit dem Staatskanzler-Cardinal Rampolla und dem Papst selbst alle in jüngster Zeit unternommenen Schritte gethan habe. Letzteres wird nun von anderer Seite als irrig bezeichnet, ja geradezu das Gegentheil behauptet, nämlich daß Agliardi auf eigene Faust gehandelt und sich dabei sehr ungeschickt benommen habe. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen und Agliardi nicht ohne allgemeines Regulativ seine Reise durch Ungarn unternommen, dabei aber im Einzelnen sich weniger diplomatisch verhalten zu haben, als man es im Vatican wünschen mußte. Daher bleibt der Curie immer noch der Ausweg, den Nuntius fallen zu lassen, wenn Kaiser Franz Josef sich von der Wiener Hofcamarilla nicht beeinflussen läßt.

In **Belgien** ist eine neue Schutzzoll-Aera in Sicht. Man wird in den industriellen Kreisen Deutschlands wohl thun, die in der belgischen Kammer zur Discussion stehenden Schutzzölle schon heute als angenommen anzusehen und sich hiernach einzurichten. Am 1. Juli treten sie spätestens in Kraft. Die Kammergruppen der industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzöllner haben sich geeinigt und gehen mit der Regierung Arm in Arm. Ja, es ist bereits so weit gekommen, daß die bisher am entschiedensten freihändlerisch gesinnten Antwerpener Kreise, wie der Gemeinderath und die Handelskammer, einschwenken und für die Schutzzollvorlage eintreten, um dagegen die Erweiterung der maritimen Anlagen und die Ermäßigung der Scheldeabgaben zu erlangen. So arbeiten alle Sonderinteressen zusammen, um der Schutzzollpolitik zum Siege zu verhelfen. Und daß diese Bestrebungen in der klerikalen Kammermehrheit vollste Zustimmung finden, bewies der Verlauf der letzten Kammersitzung auf Neue. Kammerpräsident Beernaert bekämpfte in glänzender Rede die Schutzzollvorlage und die für Belgien verderbliche Schutzzollpolitik, protestirte auch scharf gegen den von dem Ausschusse beantragten maßlosen Haferzoll, 5 Francs pro 100 kg, wodurch allein schon den Consumenten eine neue Steuer von 37½ Millionen Francs auferlegt wird. Alles war umsonst, denn die Mehrheit will auf alle Fälle diese Vorlage durchbringen. Der Antwerpener Deputirte Coremans wies darauf hin, daß das Ministerium den Hafer zollfrei belassen, daß aber der Ausschuß auf Schleichwegen den Zoll eingeführt habe. Das Ministerium protestirte, und die Schutzzöllner erklärten, die Annahme des Antrages sei mit der Ablehnung der Vorlage gleichbedeutend; er wurde mit 60 gegen 41 Stimmen abgelehnt.

Die am 2. d. M. erfolgte Erstürmung von Marovoay auf **Madagascar** durch die französischen Vortruppen ist für das Expeditionscorps von besonderer Bedeutung. Bisher waren die gelandeten Truppen gezwungen, in Majunga an den sumpfigen Niederungen der Mündung des Betsibokaflusses zu lagern, was von nachtheiligen Folgen für deren Gesundheitszustand war. Die Besetzung von Marovoay hat dem Oberbefehlshaber des Expeditionscorps, General Duchesne, die Möglichkeit gegeben, die Truppen bis in jene bereits höher gelegenen Theile der Insel vorzuschieben und sie den Einwirkungen des mörderischen Klimas zu entziehen. Die Franzosen beherrschen den Betsibokafluß bereits auf nahezu 1000 Kilometer thalaufwärts, was ihnen ermöglichen wird, ihre für den Transportdienst bestimmte Flotille schon jetzt in Action treten zu lassen. Die Operationen selbst sollen erst gegen Ende des Monats Mai beginnen, da bis dahin sämmtliche Truppen und die ganze Ausrüstung des Expeditionscorps in Madagascar eingetroffen sein werden. Als erstes Hinderniß für den Marsch auf Antananarivo stellt sich den Franzosen eine mächtige Basalt-Erhebung entgegen, die den Namen Kette von Ankarafantsika führt und wo die Howas gewiß Aufstellung nehmen werden. Die Umgehung

---

Feuilleton.

Die Erbin von Abbot-Castle.

7] Original-Roman von F. Klinck-Lüttelsburg.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Wie schnell war sie aus einem Traum erwacht, der sie wirklich beglückt hatte! Sie vermied gern jede Erinnerung an eine Vergangenheit, die des Grausigen zu viel für sie gehabt, aber heute drängte sie ihr sich gewaltsam auf. Sie mußte der Stunden gedenken, wo sie, vor Verzweiflung erstarrt, im Gefängnisse gewesen war, obwohl sie die feste Ueberzeugung gehegt, daß Alles sich klären und man sie in kurzer Zeit wieder aus einer grauenvollen Umgebung entfernen werde. Den größten Schmerz hatte ihr damals der Gedanke an Edgar Saunders bereitet. Wie unglücklich würde er sein! Aber wenn er kam, dann wollte sie ihn trösten und beruhigen, sie mußte ja wieder frei werden.

Sie hatte ihren großmüthigen Vorsatz nicht zur Ausführung bringen können, denn er war weder gekommen, noch hatte er ihr auch nur eine Botschaft gesendet. Sie sah ihn zum ersten Male wieder vor Gericht, in dem Augenblick, als er dem Präsidenten jenen Brief übergeben hatte, der um Haares Breite ihre Verurtheilung herbeigeführt haben würde, wenigstens furchtbar belastend für sie gewesen war. Nicht mit einem einzigen Blick hatte Lord Edgar Saunders die Angeklagte gestreift, Richter und Auditorium mochten sich davon überzeugen, daß er mit der Angeklagten nichts mehr zu thun hatte. Ihm war die Affaire selbstverständlich furchtbar peinlich, da die Gefahr, nach Lage der ganzen Sache, nicht ausgeschlossen war, daß man annehmen konnte, er habe sich zum Genossen einer Verbrecherin gemacht. Dem Himmel sei Dank, daß er durch den Brief davor bewahrt geblieben war.

Mary Connor hatte niemals die Gründe erkannt, welche Edgard Saunders bewogen, direct gegen sie Stellung zu nehmen. Seine Art und Weise ihr gegenüber hatte kaum noch dazu beitragen können ihr Unglück zu erhöhen. Schmerzerstarrt! Das war das rechte Wort für den Zustand, in welchem sie sich befunden, und vollkommene Apathie allein hatte ihr möglich gemacht, das Leben zu ertragen. Sie erinnerte sich nur, daß sie gedacht hatte, Edgar Saunders sei einer treuen Liebe gar nicht werth gewesen, und dann war ihr Manches klar geworden, was sie seither nicht begriffen. Mary Connor wußte auch, daß es Edgar nicht ernst mit seiner Absicht gewesen war, auf das Erbe des Oheims ihretwegen zu verzichten. Er hatte ihre Opferfreudigkeit gekannt und auf sie gerechnet.

So hatte Will Gullham's Mittheilung von Edgar's Verlobung sie kaum befremden können, und wenn sie ihr einen Stich ins Herz gegeben, so hatte der rasch vorübergehende Schmerz doch nichts mit einer Liebe zu thun, die vollständig erstorben war — Verachtung hatte sie getödtet.

Zum ersten Male empfand sie ein Gefühl von Bitterkeit gegen ein grausames Schicksal, das sie verhängnißvolle Wege hatte gehen lassen. Warum mußte sie Edgar Saunders begegnen? Wie ganz anders würde ihr Leben sich gestaltet haben, wenn ein Mann wie Harry Ruthbert ihren Weg gekreuzt hätte! Sie sah seine schöne männliche Erscheinung, deren vornehme Ruhe, gepaart mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit, so angenehm wirkte, im Geiste vor sich, und warm wallte es in ihrem Herzen auf. Er würde nicht verdammt, sondern den Glauben festgehalten haben.

Nun aber? — Thränen perlten über ihre Wangen. Der Gedanke an ihn hatte sie unendlich beglückt. Er war so gut gegen sie gewesen, so freundlich. Seitdem Mrs. Ethel Gray ihm gesagt, daß ihr seine Besuche nicht willkommen seien, war er nicht mehr gekommen, aber sie hatte ihn wiederholt vom Garten aus gesehen — sie fand vorläufig keine Erklärung dafür, was Lord Ruthbert so häufig nach Violet-Valley führen könne, da weder dieser Theil der Waldung noch die denselben umgebenden Ländereien zu seiner Besitzung gehörten — einmal hatte er ihr auch ein paar wundervolle Rosen gebracht, und vor wenigen Tagen schickte er ihr ein paar Bücher durch seinen Diener. Das denselben beigefügte Billet sprach die Befürchtung aus, daß ihr Geist bei der alten Dame wenig geeignete Lectüre finden werde.

Sie würde auch Harry Ruthbert Aufklärung geben müssen. Das Blut strömte schneller durch ihre Adern, indem sie daran dachte, aber sie glaubte nicht mehr, durch irgend Etwas in ihrem Entschlusse wankend gemacht werden zu können. Sie wollte an Lord Ruthbert schreiben und seine Verzeihung dafür erbitten, daß sie ihn in einer thörichten Schwäche getäuscht. Sie war überzeugt, daß er ihr vergeben werde und vielleicht würde er ihr sogar glauben, wenn sie ihm sagte, daß sie keine Schuld auf dem Gewissen habe.

Während Mary Connor so in einem muthigen Entschluß sich zu stärken bemüht war, kehrte Will Gullham durch den Wald nach der Bahnstation zurück, wo er auf unbestimmte Zeit Quartier genommen hatte, da er nicht im Entferntesten daran gedacht, daß er so schnell die sich selbst auferlegte Mission beendet haben würde. Auf einen solchen Ausgang der Angelegenheit war er am Wenigsten vorbereitet gewesen. Er hatte sich auf einen harten Kampf gefaßt gemacht, so wehrlos er Mary Connor auch gehalten. Nach seiner Meinung würde sie dabei geblieben sein, daß sie Lilian Smith sei. Er hatte angenommen — wie es seinem Charakter am nächsten lag — daß Mary sich die Umstände zu Nutze gemacht, und einen Betrug in Scene gesetzt, um ihren für alle Zeiten mit Schande bedeckten Namen mit einem fleckenlosen zu vertauschen.

Will Gullham sah sich getäuscht. Es hatte keinen Kampf gegeben. Wehrlos, wie sie war, ergab sie sich in das ihr unvermeidlich Scheinende, sie kam ihm in Allem zuvor, sie wollte aus freiem Antriebe thun, was sie seiner Meinung nach um jeden Preis würde vermeiden haben wollen und vermeiden mußte. Dadurch war für ihn eine Gefahr heraufbeschworen, größer als die, welche er durch Mary Connor's Tod für immer beseitigt geglaubt. Sie war auch jetzt schutzund hilflos. War sie es wirklich? Warum mußte er immer an Harry Ruthbert und die Worte denken, welche er in Bezug auf das unglückliche Mädchen ihm gegenüber geäußert?

Während Will Gullham durch den Wald irrte, denn er war längst von dem rechten Wege abgekommen, in dem Bemühen einer etwaigen Begegnung mit Lord Ruthbert aus dem Wege zu gehen, wurde auch vorübergehend ein furchtbarer Gedanke in ihm lebendig, den eine nicht zu überwindende Angst ihm eingeflößt. Mary Connor lebte allein mit einer alten Frau. Wenn sie von der Erde verschwand ehe sie ihr Geheimniß verrathen, wenn sie ihren Tod als Lilian Smith fand!

Kalte Schweißtropfen waren vor seine Stirn getreten, und er stand einige Augenblicke in Nachdenken versunken. Vor sich selbst zurückschaudernd, setzte er seinen Weg fort. So weit war es mit ihm gekommen, so tief war er schon gesunken, daß eine so grauenhafte Idee in ihm lebendig werden konnte. Ja, das war der Fluch der bösen That, die ihn weiter trieb auf der betretenen Bahn.

Todtmüde, mit zerrissenen Kleidern langte Will Gullham in der Nacht auf der Station an. Die Dornen der Brombeerstauden hatten ihm das Gesicht und Hände blutig gekratzt. Er sah furchtbar aus, so daß der Wirth ihn wohl mit besonderer Aufmerksamkeit betrachten mochte.

Früh am folgenden Morgen reiste er ab, um in Indien ein Glück zu suchen, dem er bis zur Stunde vergebens nachgejagt war.

Sechstes Capitel.

Mrs. Ethel Gray war ernstlich erkrankt, so ernstlich, daß der Arzt es geboten erachtete, ihre Söhne vom ihrem Zustand in Kenntniß zu setzen. Nur Mrs. Gray's hartnäckiger Weigerung, irgend Jemanden zu sehen, war es zu danken, daß man einstweilen von einem Vorgehen Abstand nehme, um die Kranke nicht nutzlos zu beunruhigen.

Mrs. Gray's Krankheit hinderte Mary Connor, ihren Vorsatz, der alten Dame die Wahrheit in Bezug auf ihre Person zu entdecken, zur Ausführung zu bringen, so sehr sie auch darnach verlangte, ihre, durch die Begegnung mit Will Gullham belastete Seele zu befreien. Der Gedanke an den Augenblick, in welchem er sie verlassen hatte, der glühende Haß, welcher ihr aus seinen Augen entgegenleuchtete, konnte ihr nicht eine Bürgschaft sein, daß sie durch ihn nichts zu befürchten haben werde, sie durfte vielmehr auf alles Andere gefaßt sein, vor allen Dingen auch darauf, daß er noch einmal durch eine Anzeige sie in eine entsetzliche Lage bringen würde.

Aber ein Tag verging nach dem anderen, und es ereignete sich nichts, das Mary hätte beunruhigen können. Dennoch wollte der Druck nicht mehr von ihr weichen, und nur Mrs. Gray's Zustand, welcher die aufopferndste Pflege erforderte, und sie nicht Tag noch Nacht zur Ruhe kommen ließ, hinderte sie, sich beängstigenden Gedanken hinzugeben.

Es war eine schwere Aufgabe, welche Mary Connor durch die Pflege der alten, eigensinnigen und hartnäckigen Dame zu lösen hatte. Sie verlangte ununterbrochen nach ihrer Enkelin und duldete nicht, daß das junge Mädchen auch nur einen Augenblick von der Haushälterin oder der Magd abgelöst wurde. Schon machten die Folgen dieser aufreibenden Thätigkeit und der schlaflosen Nächte in dem Aussehen Mary's sich bemerkbar, und der Arzt forderte auf das Entschiedenste, daß eine Diakonissin sich wenigstens mit in der Krankenpflege theile.

Er hatte Mrs. Gray darauhbezügliche Vorstellungen gemacht, aber dieselbe wollte von einer derartigen Veränderung nichts wissen. Sie begann zu weinen und zu jammern, daß man sie bezahlten Menschen anvertrauen wolle, die sich höchstens freuen würden, durch ihren baldigen Tod von einer Arbeit befreit zu

SLUB
Wir führen Wissen.